



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schlangenabenteurer.

Der schwerkranke Knabe lag in der Hütte, er litt an Inphus, und ich maß mit dem Maximal-Thermometer 46,6° Celsius. Da war hohe Gefahr; der Knabe aber lag so ruhig und still da, als ob ihm gar nichts fehle. Er war im christlichen Glauben gut unterrichtet und beantwortete alle meine Fragen zur vollsten Zufriedenheit, weshalb ich ihn ohne Bedenken taufte. Ich wollte ihm anfangs den Namen Franz Xaver geben, entschied mich aber dann für den Namen „Wilhelm“ oder Billy, der sowohl dem Kranken, wie seiner Umgebung viel bekannter war und ihnen recht gut gefiel. Auch spendete ich ihm nach der hl. Taufe sofort die letzte Salbung.

Nur allzu gerne hätte ich dem braven Kleinen auch leiblich er Weise eine kleine Erleichterung angehehen lassen und riet daher den Leuten, sie möchten ihn mit kaltem Wasser abwachen. Doch dazu sind die Schwarzen nur schwer zu bringen; sie erklären einfach, Wasser sei keine „umuti“, keine Arznei. Ich sagte ihnen, im Leibe des Knaben brenne ein Feuer, und dies müsse durch Wasser gelöscht werden. Das leuchtete ihnen ein, aber ich mußte ihnen die erste Anwendung vormachen. Ich wusch also den Knaben ganz mit Wasser, legte ihm einen Wickel an und deckte ihn zuletzt mit zwei Wolldecken zu. Der Knabe spürte bald eine wesentliche Erleichterung und ich befahl den Leuten, die Waschung jede Stunde zu erneuern, was sie mit Freuden zu tun versprachen. Dann machte ich mich wieder auf den Heimweg mit dem tröstlichen Bewußtsein im Herzen, einem armen, kranken Knaben an Leib und Seele einen Liebesdienst erwiesen zu haben.

Emaus, 15. März 1913. — Anfangs dieser Woche kamen zwei Männer hieher, für einen Verwundeten eine Medizin zu holen. Er sei vom Pferde gefallen, erklärten sie, und habe sich dabei sehr wehe getan. Ich konnte mir kein richtiges Bild von dem Unfall machen, gab ihnen aber etwas Medizin gegen Verwundungen. Der Kaffer meint, zu jeder Wunde gehöre eine eigene Arznei.

Am nächsten Tag fand sich einer der beiden Männer schon wieder in Emaus ein, diesmal mit der Bitte, den Kranken zur Missionsstation bringen zu dürfen. Die Wunde sei lang und tief und müsse zugenäht werden. Nun hatten wir zwar schon manchen Kranken in Pflege genommen, doch das Lästigste dabei war, daß dann in der Regel auch seine Verwandten hieher zogen. Dies wollte ich verhindern; drum packte ich mein Verbandzeug zusammen, setzte mich aufs Pferd und eilte mit dem Boten zum betreffenden Kraal.

Wir hatten gut 1½ Stunden zu reiten und mußten zweimal über einen hochangeschwellenen Bach, denn um diese Jahreszeit regnet es fast ohne Ende, und sind alle Wasserläufe voll. Zuletzt kamen wir zu einem Zaun aus Stacheldraht, und hier zeigte mir der Bote, wie es gekommen war, daß der junge Mann, zu dem wir eilten, sich so schwer verwundete. Der Zaun war von einem benachbarten Farmer neu errichtet worden; es befand sich noch kein Tor darin, sondern an der einen Ecke war zwischen zwei Posten eine freie Öffnung gelassen. Die alte Stelle aber, wo das Pferd den Durchgang gewohnt war, hatte man inzwischen geschlossen. Nichts ahnend kommt der junge Mann in saujendem Galopp daher, das Pferd will an der gewohnten Stelle durch, aber — o weh! Der scharfe Stacheldraht dringt dem Reiter so tief und breit in den Oberhüftel, daß die spannenlange Wunde bis auf den Knochen geht.

Empfindlich sind die Kaffern aber nicht. So kam uns hier der Verwundete — seine Hütte lag etwas unterhalb im Tal — entgegen und ließ sich dann zur Behandlung auf einer Matte nieder. Er tat dies deshalb, damit ich beim Zunähen der Wunde ein besseres Licht hätte, denn in dem fensterlosen, dunkeln Kraal hätte ich fast nichts gesehen. Ich machte mich sogleich ans Werk. Da gabs kein Chloroform oder sonst ein Betäubungsmittel, ich nahm einfach eine von den gebogenen Wundnadeln und einen starken Seidenfaden und nähte die mehr als eine Spanne lange Wunde herabhaft zu. Der Mann gab dabei keinen Laut von sich, doch hüllte er mit der Hand das Gesicht zu, um die Arbeit nicht mitanzusehen zu müssen.

Zum Schluß bedeutete ich den Leuten, sie sollten den Kranken zu Hause behalten und gut versorgen, denn der weite Transport zur Missionsstation sei bei einer solchen Wunde und weil sie keine Tragbahre hätten, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Sie sahen dies auch ein und zeigten sich, nachdem die Wunde ordentlich zugenäht und verbunden war, wohl zufrieden.

So muß sich der Missionar zu allem herbeilassen und den Doktor für Leib und Seele machen. Das Doktor-Examen braucht er im Kaffernlande nicht, es geht auch so, vorausgesetzt, daß ihm die nötige Praxis zur Verfügung steht.

(Fortsetzung folgt.)

Schlangenabenteuer.

Von Dr. Deocar, R. M. M.

Mariannhill. — Es war am 29. März, am Fastensonntag 1914; ich schickte mich eben an, zur Mittagsrecreation zu gehen, als drei kleine Kaffernjungen in großem Schrecken daher gerannt kamen mit dem Ruf: „Inyoka, inyoka, eine Schlange, eine Schlange!“

„Ipi inyoka na? Wo ist eine Schlange?“ frage ich sie. Sie führen mich hinaus zu der hinterm Krankenhaus vorübergehenden Straße, und — richtig, da kroch eine hellgraue, wohl zwei Meter lange Schlange dem Mauerabsatz entlang. Die Buben wollten nun ein Stein-Bombardement auf sie eröffnen, ich aber wehrte ihnen, denn ich wollte das außerordentlich schöne, wie Silber glänzende Exemplar möglichst unverletzt fürs Museum erhalten. Ich bin nämlich dort so eine Art Vizekustos, und so ein Prachtexemplar fehlte uns noch; ich konnte mich überhaupt nicht erinnern, jemals eine solche Schlange gesehen zu haben.

Das Reptil witterte jedoch Gefahr, wandte sich schnell vorwärts, schlüpfte durch eine kleine Lücke und gelangte von hier aus in den inneren Hof des Krankenhauses, in nächster Nähe der Wohnung unserer Herrn Professoren. Das Ding konnte gefährlich werden, und so nahm ich die Verfolgung wieder auf. Ich gehe hinein, suche und durchstöbere alles, kann aber nichts finden. Schon wollte ich die Sache aufgeben, da schaue ich unter einer großen Blattpflanze genauer nach und entdecke sie. Sie lag fest zusammengeknäult da und streckte Kopf und Hals etwa zwei Finger lang empor. Es wäre nun ein leichtes gewesen, sie mit ein paar Schlägen zu töten, doch, wie gesagt, ich wollte das seltene Exemplar möglichst unverletzt für unser Museum haben. Deshalb schlug ich einen anderen Weg ein.

Ich erbat mir von einem Bruder eine Schnur, machte daraus eine Schlinge und wollte nun, den Kopf der Schlange mit einem Spaten an die Wand drückend,

ihr rasch die Schlinge um den Hals werfen und dann zuziehen. So hatte ich es schon wiederholt gemacht und jedesmal mit Glück. Doch hier traf mich des Dichters Wort: „Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten“. Das Unglücksstier war, was ich bis dahin nicht wußte, eine sogenannte giftspeiende Schlange. Gerade, wie ich ihr das besagte Halsband anlegen wollte, spritzte sie mir eine kräftige Dosis Gift ins Gesicht und besonders in die Augen. Jetzt war es natürlich mit meiner Schlangenfängerei vorbei. Ich wusch zwar schnell die Augen mit Wasser aus, allein trotzdem begann sofort ein gewaltiges Brennen und Stechen; ich konnte vor Schmerz kein Auge mehr öffnen.

Zum Glück kam gleich unser treuer Krankenwärter, Bruder Abel, herbei und spritzte mir viermal nach einander in kurzen Pausen Gegengift ein; auch führte er mich in eine dunkle Zelle und machte fleißig nasse Umschläge. Die Schmerzen wuchsen dennoch im Laufe des Nachmittags immer mehr an; ich hätte sie ruhig mit in den Kauf genommen, — es war ja Passions- oder Leidenssonntag —, aber ich fürchtete für das Augenlicht. Da rief ich in meiner Not die Patronin der Blinden und Augenleidenden, die hl. Ottilia, um ihre Fürbitte an und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung in unserem Missionsblättchen. Dabei erinnerte ich mich, daß meine Schwester vor ein paar Jahren auf eine höchst merkwürdige Weise von einer schweren Augenkrankheit geheilt worden war. Sie lag schon seit mehreren Monaten in einer Augenklinik und war wiederholt operiert worden. Doch das Leiden wurde immer schlimmer, sodaß zuletzt auch die Aerzte jede Hoffnung aufgaben. Da nahm meine Schwester recht vertrauensvoll ihre Zuflucht zur hl. Ottilia, ließ einige hl. Messen lesen und versprach, auf den Namen der genannten Heiligen zwei Heidenkinder taufen zu lassen. Ihr Vertrauen wurde glänzend belohnt, denn schon nach kurzer Zeit konnte sie die Klinik vollständig geheilt verlassen. Ich erwähne dies, um dadurch auch andere Augenkranken zur Verehrung der hl. Ottilia anzu-spornen.

Doch zurück zu unserer Schlangengeschichte! Das giftige Reptil erschlug rücksichts-

los unser Bruder Basilius. Ihm lag wenig daran, die schöne Schlangenhaut zu retten. Ich selbst brachte noch zwei Tage in der Dunkelkammer zu und war am dritten Tage vollständig geheilt. Meine anfängliche Befürchtung, das Augenlicht zu verlieren, war nicht unbegründet gewesen. Man jagte mir, meine Sehkraft wäre zum wenigsten recht geschwächt gewesen oder schließlich ganz verloren gegangen, wenn nicht innerhalb der ersten Viertelstunde sachgemäße Einspritzungen gemacht worden wären. Ein Afrikareisender



Der sel. Hermann Joseph.

erzählt in einem Buche, er habe viele Blinde angetroffen, die alle ihr Augenlicht durch solche giftspeiende Schlangen verloren hatten.

Sonst ist diese Art von Schlangen ziemlich harmlos. Beißen tut sie sozusagen gar nicht, und Gift spritzt sie nur im Augenblicke der Gefahr oder wenn sie gereizt wird. Die Kaffern wissen das und gebrauchen daher folgende List. Sie schneiden im nächsten Busch eine möglichst lange Rute und reizen damit die Schlange, bis sie den Kopf etwas erhebt; dann wenden sie rasch das Gesicht ab, denn im gleichen Augenblicke spritzt die Schlange ihr Gift. Ist sie auf diese Weise zweimal zum Giftspieen gereizt worden, dann ist sie ganz ungefährlich und kann von einem Kinde erschlagen werden.

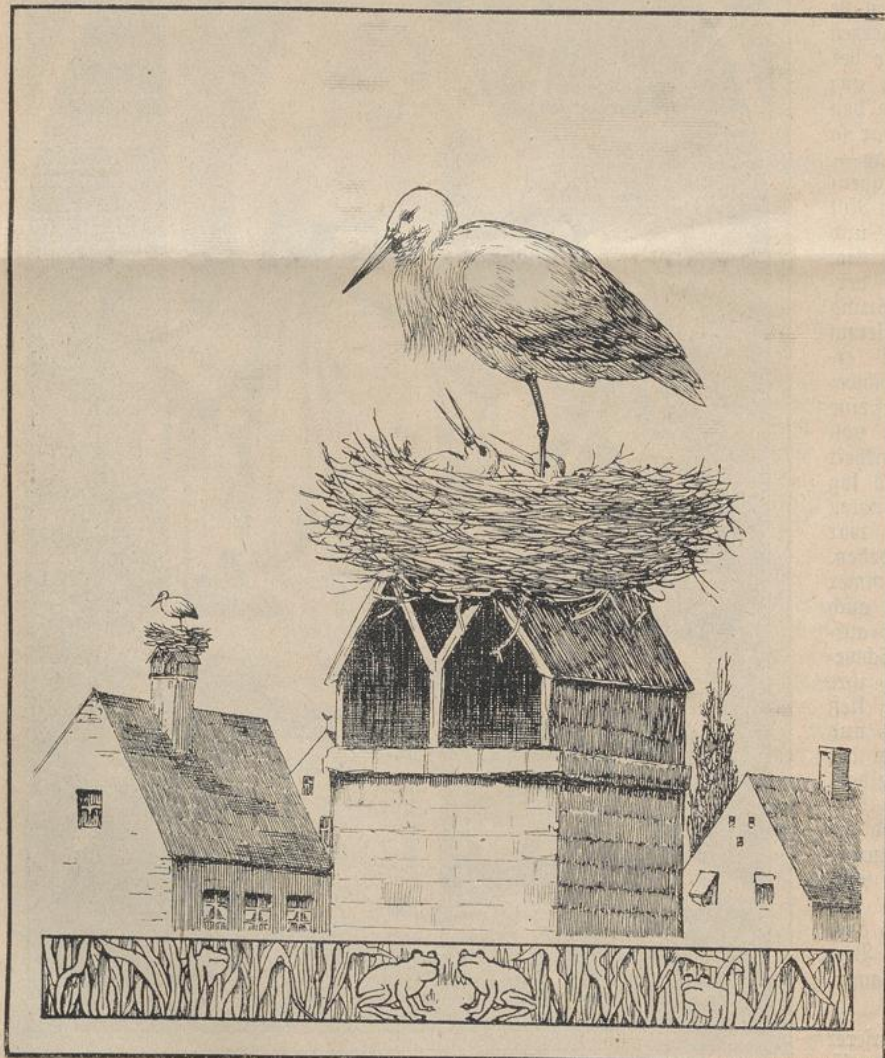
Daß auch die giftigsten Schlangen ziemlich harmlos sind, wenn sie nicht gereizt oder in ihrer Ruhe gestört werden, beweist folgender Fall: Einer unserer Brüder war nach einer anderen Station geschickt worden. Es war ein ziemlich heißer Tag, er bekam Durst und fand da glücklich eine Quelle. Da er kein Trinkgefäß bei sich hatte, legte er sich, im Bestreben, den größten Durst zu stillen, einfach auf den Boden nieder und sog gierig das

köstliche Naß ein. Als er getrunken hatte, stand er auf, warf nochmals einen Blick auf die Quelle und entdeckte nun zu seinem maßlosen Schrecken im Graze, hart neben der Stelle, wo er getrunken hatte, eine große Ruffotter. Wie dankte er seinem heiligen Schutengel, daß er ihn in so augenscheinlicher Gefahr so treu bewacht und beschützt hatte! Ein leiser Druck, vielleicht eine bloße Berührung hätte schon genügt, sie zum Bisse zu reizen. Was dann? Hier in öder, menschenleerer Gegend, wo weit und breit keine Hilfe zu finden war. Doch der Herr verläßt die Seinen nicht. In all den vielen Jahren, die wir nun in Afrika sind, ist noch kein einziger Fall vorgekommen, daß ein Missionsmitglied einen ernstlichen Schaden durch Schlangenbiß erlitten hätte. Aus Furcht vor den Schlangen braucht also keiner ferne zu bleiben, der sich sonst zum Missionsleben berufen fühlt.

Der Kaffer auf der Jagd.

Der Schriftsteller Pinkerton erzählt in einem alten, längst vergriffenen Buche, wie die Schwarzen es anstellen, um ein Krokodil zu fangen. Er schreibt:

Sie nehmen ein Stück Holz, zwei Fuß lang und entsprechend breit und bohren es der Länge nach durch. Durch das Loch wird ein Strid gezogen und an dessen Ende um einen großen Hafen ein mächtiges Stück Fleisch befestigt. Dann wirft man die ganze Vorrichtung in den Fluß. Kaum wird ein Krokodil des Fleisches ansichtig, da stürzt es auch schon darauf los und verschluckt den Bissen. Natürlich geht aber auch das Stück Holz mit in den Rachen und bleibt der Bestie im Schlunde stecken. Da es den Rachen nicht mehr schließen kann, strömt ungehindert Wasser in den Schlund und es muß zuletzt elendiglich ersticken und ertrinken. Merken die Jäger, daß es allmählich am Berenden ist, so ziehen sie es an's Land und machen ihm mit Knütteln vollends den Garaus. Das Krokodil soll dabei stöhnen und weinen wie ein vernünftiges Wesen, und daher komme die Redensart: „Krokodilstränen vergießen“. So der alte Autor.



Storchfamilien.

Saage, Leipzig-Neuditz, Roßgartenstraße 14.